

dtv

Nicol Ljubić

Ein Mensch brennt

Roman

dtv

Dies ist ein Roman. Mit Ausnahme Hartmut Gründlers sowie der aus Politik und Publizistik bekannten Personen sind sämtliche Figuren frei erfunden. Eventuelle Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig.

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de



Originalausgabe
© dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München, 2017
Die auf den Seiten 115/116 sowie 117/118 zitierten Auszüge aus den Briefen Manfred Schülers an Hartmut Gründler bzw. Hans Matthöfer werden im Bundesarchiv Koblenz verwahrt (B196).
Gesetzt aus der Adobe Garamond
Satz: Fotosatz Amann GmbH & Co. KG, Memmingen
Druck und Bindung: CPI books GmbH
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28130-0

In Erinnerung an Wilfried Hüfler

In den Wochen nach Fukushima hatte meine Mutter einen ausgeprägten Drang, mit mir über Hartmut zu reden. Heute ist mir klar, dass sie Abschied nahm, und zwar anders, als sie mich glauben machte. Sie verabschiedete sich nicht, wie ich gehofft hatte, von Hartmut, sondern vom Leben. Das wurde mir aber erst später klar. Sie wusste: Die einzige Möglichkeit, mich für Hartmut zu gewinnen, war, mir die Aussicht zu vermitteln, ihn dadurch ein für alle Mal loszuwerden. Ich dachte, nachdem er in verschiedenen Zeitungen Erwähnung gefunden hatte, hätte meine Mutter ihr Ziel erreicht oder könnte sich zumindest einreden, ihr Ziel erreicht zu haben. Dass sie mir von Hartmut erzählen wollte, interpretierte ich dahin gehend, dass sie sich alles von der Seele reden wollte, um sich von ihm lösen zu können und sich einem Leben jenseits von Hartmut zu widmen. Nur deswegen ließ ich mich darauf ein. Letztlich, und es ist erstaunlich, dass ich das nicht gleich begriffen habe, wollte sie nur sichergehen, dass ich gut vorbereitet war auf das Erbe, das sie mir hinterlassen würde. Jetzt sitze ich da mit all den Aktenordnern und Erinnerungen und könnte versuchen, mich von ihnen zu befreien, aber ich habe es nicht mal geschafft, die Dokumente zu entsorgen. Wie ich die Erinnerungen loswerden soll, weiß ich nicht, erst recht nicht, nachdem meine Mutter mich zum Alleinerben in Sachen Hartmut gemacht hat. Der Versuch, alles aufzuschreiben, ist der Versuch, alles hinter mir zu lassen und gleichzeitig der Verpflichtung nachzukommen, die meine Mutter mir ungefragt aufgebürdet

hat. Auch wenn die Geschichte eine andere wird, als sie meiner Mutter vorgeschwebt hat, und sie enttäuscht wäre, weil meine Geschichte nicht zur Heldengeschichte taugt. Dass meine Mutter nicht mehr lebt, lässt mich befreiter schreiben, weil ich ihre Sicht nicht fürchten muss, ihren bedingungslosen Glauben an die Wahrheit, als gäbe es in Bezug auf Hartmut nur eine einzige, während ich lieber meiner Erinnerung und Fantasie vertraue: Die Möglichkeit, dass etwas so gesagt wurde, wie ich es erinnere, reicht mir als Wahrheit.

Hartmut, das muss man ihm lassen, hatte richtiggelegen. Er hatte die Katastrophe vorhergesagt. Dreiunddreißig Jahre nach seiner Selbstverbrennung, genau genommen dreiunddreißig und ein Drittel Jahre, darauf hatte meine Mutter mich hingewiesen, bebte in Japan die Erde und löste eine Katastrophe aus.

33 $\frac{1}{3}$, das war mehr als eine Vorhersage, 3 war die Zahl des Göttlichen. Man denke nur an die Dreifaltigkeit! Das konnte kein Zufall sein. Hartmut hatte eine, wenn schon nicht göttliche, so doch zumindest prophetische Gabe. So hatte es meine Mutter zeitlebens gesehen, wahrscheinlich als Einzige, aber die Katastrophe von Fukushima im März 2011 hat sie in ihrer Meinung bestätigt. Wer denkt, meine Mutter hätte sich ob dieser Genugtuung genüsslich auf ihrem Küchenstuhl zurückgelehnt und ihren Triumph schweigend genossen und ihn vielleicht mit einem bescheidenen Lächeln garniert – über den, der das denkt, kann ich eines mit Sicherheit sagen: Er ist meiner Mutter nie begegnet.

Als ich sie ein paar Tage nach dem GAU besuchte, erwartete sie mich auf der Schwelle ihrer Wohnungstür. Weil sie schon 71 war und nicht mehr ganz sicher auf den Beinen, stützte sie sich mit einer Hand am Türrahmen ab, und noch bevor ich sie zur Begrüßung umarmen konnte, sagte sie, während sie mich siegesgewiss ansah, als hätte sie eine Wette gewonnen: »Er hat es gewusst! Hartmut hat es gewusst!« Und natürlich war sie, das musste sie nicht noch eigens erwähnen, die Einzige gewesen, die an Hartmut geglaubt und in ihm mehr gesehen hatte

als einen Spinner. Vielleicht hatte sie sogar recht mit ihrer Einschätzung, aber ich kann nicht einfach vergessen, was war, all die Jahre, in denen wir für Hartmut gelebt haben, in denen Hartmut das Maß aller Dinge war. Dass ich nun derjenige bin, dem die Deutung über sein Leben zukommt, ist vielleicht so etwas wie die Ironie des Schicksals oder einfach nur das Recht des Spätgeborenen.

An jenem Tag begrüßte ich meine Mutter, wie ich es jedes Mal tat; fasste sie leicht bei den Schultern, legte meine Wange an ihre und sagte: »Ich habe Kuchen mitgebracht, ohne Ei, Butter und Milch, so wie du ihn magst.« Dieser Kuchen nannte sich Zebrakuchen und war zu hundert Prozent vegan, wie mir die Verkäuferin, eine junge Frau mit Dreadlocks, versichert hatte. Ich hatte dem Impuls widerstanden, ihr zu erklären, dass der Kuchen nicht für mich war, sondern für meine 71-jährige Mutter, die anlässlich des weltweiten Katastrophentags etwas zu feiern und mich deswegen gebeten hatte, Kuchen mitzubringen.

Die Geschichte, die ich über Hartmut erzähle, ist eine andere als die, die meine Mutter erzählt hätte. Am Anfang ähneln sich unsere Geschichten noch, auch sie hätte mit dem Tod angefangen, als wäre es vor allem der Tod, der Hartmuts Leben eine Bedeutung gegeben hat. Auch sie hätte von Helmut Schmidt erzählt, der damals Bundeskanzler war und Menschen wie Hartmut für grüne Spinner hielt und schon vor dem entscheidenden Parteitag im November 1977 gedroht hatte, sich einem Mehrheitsentscheid gegen die Atomkraft zu widersetzen. Aber über die Rolle, die Helmut Schmidt in dieser Geschichte spielt, waren wir unterschiedlicher Auffassung. Meine Mutter war davon überzeugt, dass es sein Starrsinn war, der Hartmut in den Tod getrieben hat, und er somit eine Mitschuld trägt. Ich sehe in ihm einen reaktionären Politiker, dessen Wirken in keinem Verhältnis zu seiner öffentlichen Wahrnehmung steht, ein Politiker, an dem Hartmut schlichtweg verzweifelt ist. Eine Auffassung, gegen die sich meine Mutter immer energisch gewehrt hatte. Für sie war es keine Verzweiflungstat. Hartmut, insistierte sie, habe es mit dem DDR-Dissidenten Rudolf Bahro gehalten und sich auf die Langzeitwirkung jedes wirklich in den Kern eines Problems vordringenden Gedankens verlassen. Er sei mit absoluter Ernsthaftigkeit an die Dinge herangegangen, mit aller Aufrichtigkeit und Konsequenz. Er habe nicht nur seinen Verstand, sondern seine staatsbürgerliche Existenz in die Waagschale geworfen. Wer ihm Verzweiflung unterstelle, wisse nicht, wie Hartmut wirklich gewesen

sei, und verkehre seine Tat ins Gegenteil: in eine menschliche Schwäche. Dabei sei die Größe seiner Tat kaum zu ermessen. Es sei ein Akt des Mutes und der Entschlossenheit und der Liebe gewesen. Und dann machte sie aus Hartmut einen zweiten Jesus, denn, so habe Jesus gesagt: Niemand habe größere Liebe als der, der sein Leben hingebe für Freunde. So sei Hartmut gewesen: »Er hat sein Leben hingegeben für uns alle.« Auch das sehe ich, im Abstand von mittlerweile fast 34 Jahren, etwas anders. In meiner Geschichte haben wir unser Leben hingegeben für Hartmut. Er hat weniger sich selbst geopfert als vielmehr uns, die wir ihm – ob wir wollten oder nicht – nahestanden.

Es ist schon seit jeher so: Wem auch immer ich meine Geschichte erzähle, muss den Eindruck bekommen, meine Mutter sei nicht ganz bei Trost gewesen. Eine Schlussfolgerung, die sich geradezu aufdrängt, die sich aber niemand in dieser Deutlichkeit zu äußern traut, zumindest nicht in meiner Gegenwart. Stattdessen suchen die Menschen nach Worten, um ihre Schlussfolgerung möglichst schonend zu umschreiben. »Das klingt ja tragisch« ist ein oft gehörter Satz. Oder sie fragen, wie es für mich gewesen sei, das Leben mit solch einer Mutter. Sie fragen nach meinem Vater. Einer ließ sich zu der Frage hinreißen, ob meine Mutter schon mal in Behandlung gewesen sei, und als hätte ich es missverstehen können, fügte er hinzu: »Nicht bei irgendeinem Arzt, sondern beim ... du weißt schon.« Eine Bekannte war überzeugt, dass meine Mutter das alles aus Liebe getan habe, aus Liebe zu Hartmut, die sie nicht offen gelebt und sich vielleicht selbst nicht einzugestehen gewagt habe. Im Grunde genommen könne man ihr Verhalten

als eine Art Übersprungshandlung deuten. Dann sah die Bekannte mich an und schien sich in dem Moment erst bewusst zu werden, was sie da eben mir gegenüber geäußert hatte, und war empathisch genug, ihre Theorie nicht weiter auszuführen. Was sollte ich zu all dem sagen? Keine der Reaktionen überraschte mich, weil all diese Gedanken mich auch schon beschäftigt haben. Ich bin mittlerweile 44 Jahre alt, man könnte sagen, ein erwachsener Mann. Ich habe, wie es sich gehört, eine Therapie hinter mir, mit anfangs wöchentlichen Sitzungen. Schon beim Erstgespräch hatte die Psychologin meine Mutter als diejenige identifiziert, an der ich mich abzuarbeiten hätte. Um mir meinen Seelenzustand bildlich darzustellen, verglich sie mich mit Obelix und meine Mutter mit dem Hinkelstein, den ich tagein, tagaus zu schultern hatte; im Unterschied zu Obelix sei ich leider als Kind nicht in ein Fass mit Zaubertrank gefallen. Folglich hätte ich zwei Möglichkeiten: Entweder ich würde so stark, dass mir der Hinkelstein keine Last sei. Oder ich müsse den Hinkelstein so behauen, dass er seine Größe und Schwere verliere. Beides, so machte sie mir schnell klar, bedurfte mindestens zweier Termine in der Woche. Ich weiß nicht, wie viele Stunden ich auf ihrer Couch verbrachte, es ist Jahre her, aber ich weiß, dass ich diese Form der Aufarbeitung aus heutiger Sicht für die falsche halte. Weil man regrediert. Als erwachsener Mann über seine Mutter zu reden, fühlt sich an, als würde man im zu kleinen Nicki-Pyjama mit Winnie-Puuh-Motiv auf der Brust in die Bettdecke gekuschelt auf dem Sofa sitzen und Apfelschnitze ohne Schale essen. Als Ersatz für die Therapie hatte ich angefangen zu boxen. Bis der alte DDR-Trainer mich zum ersten Sparring in den Ring holte und mir erklärte, wie wichtig die Deckung sei, meine Handgelenke um-

fasste und meine Fäuste vor mein Gesicht schob, dann probierhalber mit seiner Linken gegen meine Deckung boxte und ich mir, weil ich auf die Wucht nicht vorbereitet war, mit meinem eigenen Handschuh die Nase blutig schlug. Danach wurde ich Mitglied in einem Fitnessstudio und betrieb das Hanteltraining durchaus exzessiv, was der Therapeutin eine wunderbare Vorlage geboten hätte. Stichwort: Hinkelstein.

Meine Mutter hatte den Tisch gedeckt, sie hatte die guten Teller aus dem Schrank geholt, die schlichten weißen von Rosenthal mit dem Goldrand, die dazu passenden Tassen und die oxidierten Silbergabeln, die ihren Glanz schon damals, in meiner Kindheit, verloren hatten. Sie hatte Kaffee gekocht, entkoffeinierten, den sie ein paar Jahre zuvor für sich entdeckt hatte. Sie kam nicht damit klar, dass ich Milch trank, Milch von Kühen wohlgerne, und mir Kaffee ohne Milch zu stark war und Herzrasen auslöste. Immerhin duldete sie es, dass ich eine H-Milch in ihrem Kühlschrank aufbewahrte, im untersten Fach, wo ich sie dann jedes Mal unter dem Kohlrabi, den Kartoffeln und Lauchstangen hervorholen musste. Im Laufe der Jahre war meine Mutter nachsichtiger geworden, zumindest was die Ernährung betraf. Ich erinnere mich noch gut an die Zeit, als Hartmut die Waerland-Kost für sich und damit leider auch für uns entdeckt hatte. Meine Mutter wurde eine große Anhängerin Waerlands, eine Zeit lang zumindest. Die meisten Krankheiten, so hatte sie mir damals erklärt, seien die Folge falscher Ernährung. Der Mensch sei kein Allesfresser. Fleisch, Fisch und Eier würden den Körper übersäuern und dazu führen, dass sich Fäulnisbakterien im Dickdarm ansiedelten, die den Menschen krank machten. Wir sollten uns ein Beispiel an den Menschenaffen nehmen, die ernährten sich vegetarisch und hätten mehrmals täglich einen breiigen Stuhlgang. Die meisten Menschen würden denken, sie hätten Durchfall, aber nicht Are Waerland, für ihn war ein solcher Durchfall das

Beste, was einem Menschen passieren konnte, weil er ein Zeichen war für die optimale Ernährung. Das führte dazu, dass meine Mutter anfang, meinem Vater und mir morgens eine Gemüsebrühe vorzusetzen, in die sie am Abend zuvor Leinsamen und Kleie eingeweicht hatte. Dazu gab es Obst und Dickmilch und zu Mittag immer häufiger Pellkartoffeln und Kräuterquark, abends dann das sogenannte Kruska, Vollkornbrei mit Weizenkleie und Rosinen. Und jede Menge Rohkost mit der Maßgabe, sie eine halbe Ewigkeit zu kauen, was ich aber nie tat, weil mir nach ein paar Minuten schon die Kiefermuskeln schmerzten und ich meiner Mutter erklärte, ich bekäme davon Muskelkater. Meine Mutter aber trug manchmal stundenlang den Brei einer Karotte im Mund mit sich herum, was meinen Vater dazu brachte, sie als Wiederkäuer zu bezeichnen. Es war auch die Zeit, in der meine Mutter anfang, sich für ihren eigenen und später auch für meinen Stuhlgang zu interessieren (der meines Vaters schien ihr egal zu sein), und regelmäßig die Konsistenz erfragte. Nach den Sitzungen musste ich mit dem Spülen warten, bis meine Mutter einen Blick in die Schüssel geworfen hatte. Manchmal nickte sie zufrieden, manchmal verordnete sie mir zwei Karotten mehr am Tag und ein Glas Buttermilch zum Frühstück, dann wieder stocherte sie mit einer Art Schaschlikspieß in meinen Ausscheidungen herum und wirkte äußerst besorgt. Mir wurde ihre Verdauungsvisite zunehmend peinlich, und dankenswerterweise verzichtete meine Mutter bald schon auf das persönliche Begutachten. Stattdessen beließ sie es beim Nachfragen. In meinen Antworten beschränkte ich mich auf die Kategorien »fest«, »weich« und »dunkel«, »hell«. Irgendwann aber verweigerte ich jegliche Auskunft. Schwieg, wenn meine Mutter fragte. Schwieg auch,

wenn sie nicht lockerließ. Ein Mal noch, das war kurz vor Hartmuts Tat, ich war damals zehn, versuchte meine Mutter, mich von der Wichtigkeit der richtigen Ernährung zu überzeugen. »Wenn du dich falsch ernährst«, sagte sie, »führt das zur Übersäuerung deines Körpers, und daraus wird Krebs. Und was Krebs bedeutet, ist dir ja wohl klar. Denk an Oma.« Meine Oma mütterlicherseits war an Krebs gestorben. Ich war damals sechs Jahre alt gewesen und hatte natürlich – wie vermutlich jedes Kind, das zum ersten Mal vom Krebsstod hört, gedacht, sie sei während ihres Urlaubs an der Nordsee beim Baden umgebracht worden, und zwar von einem Riesenkrebs. Das Missverständnis löste sich erst auf, als ich im selben Sommer mit meinen Eltern eine Woche am Bodensee verbrachte und mich partout weigerte, auch nur einen Fuß ins Wasser zu setzen. Mein Vater wollte wissen, was mit mir los sei, und klärte mich anschließend über den Krebs auf, der meine Oma auf dem Gewissen hatte, einen Krebs, der weder im Wasser lebte noch Scheren besaß. Insofern wusste ich, was Krebs bedeutete, als meine Mutter mir zu erklären versuchte, dass ich diesen Krebs bekäme, wenn ich nicht gesund aße, das hieß: Dickmilch, Pellkartoffeln, Weizenkleie und Rosinen. Statt Nudeln mit Ketchup, Pfannkuchen mit Zimt und Zucker und Fischstäbchen. Es lag allein an mir: Entweder ich aß, was ich am liebsten aß, und bekäme Krebs. Oder ich aß Dickmilch und Pellkartoffeln und würde 120 Jahre alt. Das war damals keine leichte Entscheidung für mich. Ich erinnere mich, dass ich Zettelchen beschriftete mit »Dickmilch« und »Pfannkuchen«, sie zusammenknüllte und als Lose in ein Schüsselchen legte. Und immer wenn ich Dickmilch zog, das Los für ungültig erklärte und noch mal zog. Ich war froh, dass mir am nächsten Morgen die

alles entscheidende Frage einfiel. Beim Frühstück fragte ich meine Mutter, wie alt denn dieser Waerland geworden sei. Und meine Mutter, die gerade einen Apfel klein schnitt, hielt inne und fing an, mir eine Geschichte zu erzählen von einem kleinen Jungen, der schon kränklich auf die Welt gekommen sei, viel dünner als andere Kinder. Ohne dass er etwas dafür konnte, sei er von Anfang an schwach gewesen. Der Junge habe oft Kopfschmerzen und Bauchweh gehabt. Und das quäle natürlich. Es sei wie mit den Kindern in Afrika, die auch ganz mager zur Welt kämen und nie so gesund und kräftig würden wie – und dabei sah sie mich an – ich zum Beispiel. »Aber er hat doch dann Dickmilch getrunken und Weizenkleie gegessen«, sagte ich. »Das stimmt«, sagte meine Mutter. »Und wie alt ist er dann geworden?«, fragte ich. Meine Mutter antwortete: »Neunund-siebzig.« Und ich sagte: »Da ist ja sogar Oma älter.« Die andere Oma, die Mutter meines Vaters, wohnte bei uns im Haus, im Erdgeschoss. Sie rauchte und das nicht nur ab und zu, sondern, wie meine Mutter sagte, wie ein Schlot, und nicht irgendwelche Zigaretten, sondern Roth-Händle, die damals schon als »Tot-Händle« bekannt waren. Dass Rauchen nicht gesund war, wusste ich von meiner Mutter, und ich brachte sie offenbar in Erklärungsnot mit meinem Hinweis, dass die Tot-Händle rauchende Großmutter älter geworden war als der Rohkost kauende Waerland. Seitdem hatte mich meine Mutter weitestgehend verschont mit Gemüsebrühe und Weizenkleie.

Meine Mutter schenkte mir Kaffee ein. Ich musste »Halt« sagen, weil sie mir sonst die Tasse randvoll füllte, es war jedes Mal so und ihre Form des Protests gegen meinen Milchkonsum. Sie setzte sich mir gegenüber. Die Küche war klein und

eng. An einer Wand stand ein alter Holztisch mit zwei Klappstühlen, an der gegenüberliegenden Wand war die Küchenzeile, die ich – mit ein wenig Vorbeugen – vom Stuhl aus erreichen konnte. Zum Inventar gehörte die wöchentlich gelieferte Holzkiste vom Biobauern mit kleinen, wurmstichigen Äpfeln, schrumpeligen Möhren und zwei sehr dünnen Salatgurken. Eine Zeit lang hatte meine Mutter mir zum Abschied ein paar Äpfel und Möhren zugesteckt. Bis ich ihr erklärte, dass ich meine eigene Biokiste nach Hause geliefert bekäme, was allerdings nicht stimmte.

Meine Mutter setzte ihre Lesebrille auf, die neben ihrem Teller auf ein paar zusammengefalteten Zeitungsseiten lag.

Sie hatte lange auf diesen Tag gewartet. Was sie all die Jahre nicht geschafft hatte, machte der GAU von Fukushima möglich: nämlich Hartmut dem Vergessen zu entreißen, ihn aus der Versenkung zu holen, aus der Bedeutungslosigkeit, in die er schon kurz nach seinem Tod gefallen war. Meine Mutter schob mir zwei Artikel über den Tisch zu, einen aus der ›Frankfurter Allgemeinen Zeitung‹, in dem Frank Schirrmacher »die neun Gemeinplätze des Atomfreunds« anführte und beim dritten auf Hartmut zu sprechen kam. Meine Mutter tippte mit dem Zeigefinger auf die entsprechende Zeile. »Das musst du lesen«, sagte sie. Und ich las: »Der leider heute vergessene Hartmut Gründer hat bereits vor Jahrzehnten auf die Manipulation durch Sprache im atomaren Zeitalter hingewiesen.« Dann schob sie mir noch einen anderen Artikel aus der ›Frankfurter Allgemeinen Zeitung‹ herüber, in dem sie einen Satz unterstrichen hatte: »Hartmut Gründer – einer der rechtschaffensten Menschen seiner Zeit.« Bei der Unterstreichung hatte sie allerdings einen Halbsatz unterschlagen. In vollem Wortlaut stand

da: »Hartmut Gründler – einer der rechtschaffensten und, wenn man die Gewalt, die er sich selbst antat, betrachtet, zugleich entsetzlichsten Menschen seiner Zeit.« – »Hier ist noch einer«, sagte meine Mutter und zog einen weiteren Artikel unter dem Tisch hervor, als hätte sie nur auf dieses Überraschungsmoment gewartet. Ich war verblüfft und fragte mich, wo sie den wohl hergezaubert hatte. Mit einer Hand hielt sie die Zeitungseite hoch. Mit dem Zeigefinger der anderen deutete sie auf die Überschrift und konnte ihren Stolz nicht verbergen. »Das musst du dir ansehen! Eine ganze Seite!« Es war ein ausführlicher Artikel aus der ›Zeit‹ mit der Überschrift: »Flammende Wahrheit. Die Geschichte des Hartmut Gründler, der sich 1977 aus Protest gegen die Lügen der Atomindustrie selbst verbrannte.« – »Fukushima sei Dank«, sagte meine Mutter, und die Freude stand ihr ins Gesicht geschrieben.